

Halle'sche Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition: Halle, Leipzigerstraße 87.

Halle a. S., Freitag 11. Oktober 1895.

Verleger Bureau: Berlin SW, Fernbergstraße 8.

Telegramme.

Leipzig, 11. Okt. Das gellrige Erdbeben hatte ein größeres Ausdehnungsgebiet, denn es laufen Meldungen ein aus Bismarck, dem Anhalt, aus Franzen in Ettermark. Der Erdboden zeigt überall Miße.

Prag, 11. Oktober. Heute früh erfolgte die Hinrichtung des anarcbischen Bergarbeiters Anton Hofmann wegen Mordes des Bergwerksinspektors in Vrban, welchen er erschoss, weil dieser ihm wegen Ausbleibens der Arbeit am 1. Mai einen Lohnzettel remittiert hatte.

London, 11. Oktober. (Wallauktion.) Preise fest, London behauptet.

Nom, 11. Okt. Die Fregatte „Victor Emanuel“ lief gestern in der Nähe von Caspar auf. Das zur Rettung abgeordnete Kriegsschiff „Europa“ lief gleichfalls auf.

Paris, 11. Oktober. Großfürst Konstantin und Fürst Lobanow wohnten der Sitzung der Akademie bei und beglückwünschten die anwesenden Minister Sanatog und Poincaré zu der Eigenenachricht aus Madagaskar, die von dem Ministerrat direkt nach Petersburg telegraphisch wurde.

Washington, 11. Oktober. Der amtliche Bericht des Ackerbauinstituts besizet den Durchschnittsstand der Baumwolle auf 65,10, der Ertrag des Weizens auf 12,50 Bushel pro Aker angegeben und die Qualität derselben auf 85,70 geschätzt. Der Durchschnittsertrag der Gerste wird mit 26,40 Bushel pro Aker, der des Hafers auf 29,60, des Roggens auf 40,40 besizet.

Savannah, 10. Oktober. Der Kriegsrath verurtheilte die Insurgenten-Anführer Jimenez und Kienbal, ersteren zum Tode, letzteren zur Zwangsarbeit.

Deutsches Reich.

\* Der Kaiser ist im Laufe des gellrigen Nachmittags aus der Oberförsterei Groß-Söhnebeck in Hubertusstod wieder eingetroffen.

Am Mittwoch Nachmittag hat abermals eine Sitzung des preussischen Staatsministeriums stattgefunden, bei der es sich um eine vertrauliche Besprechung gehandelt hat. Das Fragen von höchsten Wichtigkeit augenblicklich der Erledigung harren, ist bekannt, umfänglich, so die Anzeigen dafür sich zeigen, daß die Regierung sich der Erfennnis nicht verschließt, daß es vor allen ihre Aufgabe ist, mit zielbewußter Initiative die Kräfte des nationalen Volks zu sammeln, die zeitlich und verurteilt sind mehr denn je zuvor. Hohe Zeit ist es nachher, daß die Ministerialräthe ihrer nächsten Aufgabe sich bewußt fassen, in selbständigen Nebenmündelungen den Reim zu bilden für eine Politik, die über den Fraktionsegoismus

bereitwillig das Staatsinteresse stellt. Wir müßten sehr schlecht unterrichtet sein, wenn wir beweisen wollten, daß auch von den leitenden Haupten der Staatsregierung nicht schneller gewünscht wird, als daß das nationale Gefühl, das Gefühl für das gesammte staatliche Interesse, wieder die Kraft gewinnt, die es in den ersten Jahren der Gründung des Reiches besizet. Wo aber das Parteiwesen so gestärkt ist, wird die Regierung bei den ihr zu Gebote stehenden persönlichen Einflüssen und Nachmitteln in erster Linie in der Lage und verpflichtet sein, sich selbst als das treibende Element im Staatsorganismus zu erweisen, wie sie es war, als der große Kanzler noch mit starker Hand das Ruder führte.

\* Unter dem 7. Oktober hat der Minister für Landwirtschaft die ihm durch das Gesetz über die Landwirtschaftskammern überlassene Wahlordnung für die Wahlen zur Landwirtschaftskammer erlassen. Danach ist das Wahlverfahren in der Hauptsache nach Analogie des Reglements für die in den Kreislagern vorzunehmenden Wahlen geregelt. Der Vornahme der Wahlen in den in den nächsten Monaten stattfindenden Kreislagern steht nunmehr nichts mehr im Wege, und der Konstituierung der Landwirtschaftskammern darf gegen Ende des Jahres für die sämtlichen Provinzen mit Ausnahme von Hannover, Westfalen und der Rheinprovinz, sowie Sigmaringen entgegengekehrt werden.

\* Mit frohen Hoffnungen blizt die „P“ auf die bevorstehende parlamentarische Campaigne, bei der im Reiche sowohl als auch in Preußen der Regierung Gelegenheit geboten ist, den Nachweis von der Unrichtigkeit derjenigen Ausstellungen zu erbringen, in welcher ihr Mangel an Einheitslichkeit, Unschlüssigkeit und Kraft nachgelagt wurde; das freisinnigste Organ schreibt:

Die Regierung hat in der verflochtenen Parlamentszeit einzeln noch zum benedico inventarii inoffen gerichtet, als sie sich in der Hauptache darauf beschränken mußte, mit dem gegenwärtigen Material, das sie vorband, zu arbeiten. Dies gilt namentlich auch auf dem Gebiete der Agrarpolitik, wie des Schusses des Mittelstandes in Staat und Land, wie der Sozialpolitik. Andererseits hatte sie gerade auf diesem Gebiete eine besondere Eifer überkommen, von der sie sich durch die Katastrophe der Unsturzvorlage im Frühjahr befreit worden ist.

Nach beiden Richtungen haben sich die Dinge wesentlich anders. Eine von der früheren Regierung übernommene Politik wird beibehalten nicht. Mit der vollen Bewegungsfreiheit ist zugleich die zeitliche Möglichkeit gekommen, wenigstens einen energischen Anfang mit den eigenen gegenwärtigen Plänen zu machen. Statt ist so mancher dieser Pläne schon in der letzten Reichs- und Bundesversammlung, und durch die Verringerung der Vermittlung- und Bundesversammlung ist im Reiche und durch die Errichtung der Centralstellen für Genossenschaften u. s. w. in Preußen mit der Durchführung der von dem Staatsrat empfohlenen planmäßigen Agrarpolitik ein wiederprechender praktischer Anfang gemacht.

\* Wie das „B. Z.“ in dem bekannnten offiziellen Oberdruck mitzuteilen weiß, ist in der Frage der Neuordnung der Militärstrafprozedur eine Verablägung mit dem nicht unter preussischer Verwaltung stehenden Kontingente und mit Bayern eingetret worden. Unter Umständen würde die Vorlage noch in dieser Tagung an dem Reichstag gelangen.

Zu dem von uns in der gellrigen Abendausgabe wiedergegebenen Bericht über eine Unterredung mit dem Reichsminister über die Frage der Gesetzgebung des Reichs und Staatsanliegen, wobei Fürst Bohenlohe die schon häufig erörterte Gründe wiederholt, die es nachfolgend erscheinen lassen, in dieser Frage mit großer Wichtigkeit zu verfahren, insbesondere das stürmische Verlangen einiger fortwärtlichen Stimmen nach schleuniger Herabsetzung der 4 prozentigen Konfols nicht nur auf 3 1/2, sondern alsbald auf 3, und demgemäß auch der 3 1/2 prozentigen auf 3 Konfols, zurückzuführen, bemerkt die „Nat. Ztg.“:

Indes könnte dieser Bericht doch insofern einen dem Stande der Angelegenheit nicht ganz entsprechenden Eindruck hervorrufen, als es danach scheinen kann, als ob Fürst Bohenlohe auch die Inhaberfrage der 4 prozentigen Konfols auf 3 1/2 Prozent abgelehnt hätte. Eben jetzt machen sich auf dem Weltmarkt in London und Paris Erschütterungen bemerkbar, die das hierüber vorfertig erheben lassen. Indes für den maßhaltendsten Fall, das trotz dieser Schwankungen eine wesentliche Veränderung der Geldverhältnisse nicht eintreten sollte, bis der preussische Landtag sich verammelt, halten wir für zweifellos, daß demselben eine Vorlage wegen Herabsetzung der 4 prozentigen Konfols auf 3 1/2 Prozent gemacht wird, obgleich das Staatsministerium auch bis jetzt noch keinen Beschluß darüber gefaßt hat, und dem Beispiel Preußens, dessen finanzielles Interesse bei dieser Herabsetzung viel größer ist, als dasjenige des Reiches — es giebt 3600 Millionen Mark preussische, aber nur 450 Millionen Mark Reichs — Konfols zu 4 Proz. dürfte damit die Reichsverwaltung alsbald folgen.

Wenn von den Schwierigkeiten die Rede ist, welche sich der geistlichen Regelung der Forderung der Lehrer entgegenstellen, so wird häufig die Sache so dargestellt, als ob Material, das die Finanzverwaltung eines solchen Vorgehen ein grundsätzlicher Widerspruch entgegengehalten worden wäre. Es bedarf insofern nur geringer Ueberlegung, um erkennen zu können, daß eine solche Annahme der tatsächlichen Begründung entbehrt. Denn es handelt sich dabei, was die rechtliche Seite der Sache anlangt, um die feste Abgrenzung dessen, was der Staat und was die in erster Linie Schulunterhaltungsobligationen zu dem Dienstleistungen der Lehrer betragenden waren. Damit wird die heutige Praxis, vornehmlich mit Dispositionsfonds zu wirtschaften, welche zu einer steigenden Belastung der Staatskasse führen muß, in erwinlicher Weise eingekürzt und der Ausgabebedarf des Staates auf eine im Voraus genau übersehbare feste rechtliche Grundlage gebracht. Dies aber entspricht durchaus den Interessen und Wünschen der Finanzverwaltung. Aber auch wenn man annähme, daß diese sich von dem nachfolgenden Wünsche leiten ließe, die Mehrforderungen an die

Wie ich Leibarzt beim Sultan von Marokko wurde.

Von Gerhard Hoffhs.

Vor nun 35 Jahren, als ich Marokko bereiste, lagen die Verhältnisse dort ganz anders, als jetzt; es war, als ob man sich in ein Land begäbe, welches vollkommen abgeschlossen von der übrigen Welt war. Und wenn auch heute die Verhältnisse noch ähnlich sind, so ist es doch in gewisser Beziehung ihnen anders geworden. Fast um dieselbe Zeit wurde Prinz Albrecht von Preußen von den marrokanischen Nissipiraten angefallen, mehrere Soldaten seines Kriegsschiffes verurtheillich Weise getödet, an eine Genugthuung war um diese Zeit gar nicht zu denken. Auf die Melanation des scheidenden Königs, der von dieß Zeit Preußen vertrat, war nichts zu geben: Der Sultan erklärte einfach, die Nissipiraten seien ihm nicht unterthan. Es wurde sofort erachtet und ebenso auch ihm Neubauer, und der Sultan erklärte sich bereit, Schadenersatz zu leisten und zahlte der deutschen Reichsregierung 250 000 Franke. Wenn nun auch eine vollkommene Sühne nicht erreicht werden konnte, so ist es doch schon viel, wenn man weiß, daß Niemand ungeehrt einen Deutschen mehr beleidigen kann, denn es ist empfindlich für die Marokkaner, spottet für die Marokkaner, wenn sie Geld zahlen müssen, um eine Sühne zu führen. Das ist der Unterschied zwischen heute und damals. Wir haben heute nicht nur einen Vertreter in Marokko — in allen hauptsächlichsten Hafenstädten — und wir haben heute eine Kriegsschiffe hinter uns, die eine jede Melanation, die der kaiserliche Gesandte erhebt, unterwirft.

Einmal war es anders, wie ich aus eigener Erfahrung bestätigen kann. Als ich 1861 nach Marokko ging, hatten wir dort keinen einzigen Vertreter. Die Hansestädte wurden repräsentiert durch den britischen Generalkonsul Sir Drummond Hay, der sich allerdings auf das Lebenswichtige und Kräftigste meiner annahm und glatt die Schwierigkeiten etnete, die sich meinem Hineingehen in Marokko entgegenstellten. Und nun folgte mir der Leber gleich mitten in das Reich hinein, nämlich zwischen Fes und Meknes, die beiden Hauptstädte des Reiches. Dort hatte ich weiter keine Empfehlungsbriefe oder irgend etwas, was mir die Reise erleichtern konnte. Durch eigene Initiative hatte ich es damals bis zum Leibarzt des Sultans von Fes gebracht, mit Namen Mohammed ben Zehal, bis dieser eines Tages eben plötzlich wie unerwartet starb. Es handelte sich zu der Zeit darum, die Schuld an Spanien zu bezahlen, die sich auf mehrere Millionen belief, und da der Sultan keine

Mittel sah, dieses Geld anverwiltig zu bekommen, so hatte er wahrscheinlich den ben Zehal eine Tasse schwarzen Kaffees angeboten, ein Mittel, welches ebenso häufig als schnell wirkend in Marokko angewandt wird, namentlich wenn man weiß, daß der Sultan im Falle des Todes eines Großfürstendiebers der allerhöchsten Grade der ganzen Hinterlassenschaft ist. Ben Zehal starb also plötzlich, nachdem er noch Tags vorher, wenn auch nicht vollkommen gesund, so doch wenig lebend gewesen war. Ben Zehal hatte über 13 Jahre die Stadt verwaltet, und er mußte also ungeheure Reichthümer angeammelt haben; denn nach dortigen Gebrauch bekommt ein Würdenträger, und wenn er noch so hoch gestellt ist, kein Gehalt, sondern hat nur alljährlich eine gewisse Summe an den Staatskassen, d. h. der Sultan, abzuführen. Dafür hat er aber das Recht, seine Untergebenen so auszusaugen und zahlbar zu machen, wie es ihm eben gefällt.

Sobald der Tod Ben Zehal's nachbar geworden war, kamen seine Diener, Sklaven und Magalens\*) vor meine Wohnung, die der des Sultans\*\*) gegenüber gelegen war, unter dem drohenden Geschrei, ich habe den Sultans vergiftet und man muß mich töden. Glücklicherweise für mich war der älteste Sohn ben Zehal's da, um mich zu beschützen. Noch am Abend vorher waren wir bei seinem Vater zum Thee gemeinsam gewesen; bereshte hatte, gesessen von einem leichten Unwohlsein, nach am selben Abend einen Dösel aus Pfeffer und Gelbent an die Wache Melet Eris geschildet und äußerte sich in Gegenwart dieses Sohnes, daß Mustafa (mein angenommenen Name) stets ein volles Vertrauen gehabt habe und daß ich ihn stets zur Zurechtbringung behandelt habe. „Und“, fügte er hinzu, als ob er im Vorgeficht seines rathen Endes habe, „wenn Gott mein Döseln verurtheilen sollte, so beschätze Mustafa, der mein Gift gewesen ist.“

Eingehend der Worte seines Vaters, trieb ich Hamnabi, so hieß der Sohn, seine Leute auseinander und schon nach zwei Tagen befaß er mich, mit ihm nach Meknes zum Sultan zu reisen. So sagte ich denn Fes Lebenswohl, es nie wieder zu betreten.

Si Hamnabi, von einem glänzenden Gefolge umgeben, mochte mich mein Hofmeister Si Mustafa und ich mit meinem Trab folgte, endlich eine Kutsche von wenigstens 200, mit schwarzen Stiefen bespannten Maulthieren und vielleicht 100 Karren, ebenso beladen, von Magalens eskortiert, bis man un-

\*) Magalens sind berittene Soldaten, die in Friedenszeiten Polizei-Dienste thun.

\*\*) Im marrokanischen Arabisch findet sich kein „P“; sie haben nur ein „B“ im schriftlichen wie mündlichen Arabisch.

tere Karawane. Im wußte nicht, aus was diesem gleichartig gepackten Zuge machte, seine Gedächtnisse hatte Si Hamnabi außerdem noch, bis ich erfuhr, daß dies das vom Sultans in Marokko angeordnete war, ungefähr zwei Millionen spanische und französische Thaler. Die Summe machte nicht übertrieben bei Anbetracht, daß ein Maulthier mit leichter Mühe 20 Pfund Silber = 200 französische Thaler, ein Kamel aber ohne Beschwerte das Dreifache tragen konnte. Ohne Anhalt erreichten wir in einem Tage das nahe Meknes.

Dort angekommen, verabschiedete ich mich von Si Hamnabi und nahm im Finabul el Attarich in der Stadt Fes und ging Abends nach in's Lager hinaus, um meine militärischen Bekannten zu begrüßen. Anderen Tages machte ich bei dem Großherrn einen Besuch, der schon von meiner Ankunft unterrichtet war, und als ob ich nichts dabei zu sagen hätte, hatte er Befehl gegeben, für mich ein Zimmer einzurichten, in einem Hause, welches neben dem seinigen lag. Ich hatte Abends (Jannakel) in Lager gelegen, wie häufig er dort unter den übrigen Soldaten die Zeit verbrachte, und nur das sah, mich von der Armeefernhalten zu können. Die mir von Si Dabib, dem Minister, zur Verfügung gestellte Wohnung war neu und geräumig und ich lud Jannakel ein, sie mit mir zu theilen, und da er dieses Anbieten gern annahm, so hatten wir Beide jetzt eine angenehme Zeit vor uns. Jannakel hatte eine verhältnismäßig große Bibliothek bei sich und es war ein Labal für mich, dieselbe durchzuforschen und darin lesen zu können.

Da Si Hamnabi, der Sohn des verstorbenen Sultans von Fes, einen sehr unglücklichen Bericht über mich gemacht hatte, als er die Ober abfertigte, so wurde ich eines Tages von der Hofschaff überwieft, ich sei zum Leibarzt des Sultans ernannt worden. Zu gleicher Zeit überließ er mir einen sehr hübschen grünen Anzug, gewissermaßen ein Ehrenkleid. Mit dieser Ernennung war übrigens keineswegs eine Gehaltszulage verknüpft, wie man vielleicht denken könnte, wenigstens nicht direkt. Sie bestand einfach darin, daß von jetzt an Jannakel sich von mir befordern lassen wollte und Niemand mit leeren Händen zu mir kam. Der Eine brachte dies mit, der Andere jenes, so lebte ich mit einem Wale in Fes und Fülle. Meine Verpflichtungen bei Hof bestanden in dem darin, daß jeden Morgen zwei Magalens aus dem Harem zu mir kamen, um mich abzuholen. Im Hofe angekommen, nahm mich der Hofmeister der Eunuchen, Herr Kampher, in Empfang und bald darauf

\*) Der bekannnte Meidende Joachim Gafel, der später ermordet wurde. Ein lebenswichtige und geliebter Spanier.











# Hallescher Courier.



Tägliche Unterhaltungs-Beilage der Halleschen Zeitung.

N. 239. Halle a. S., Freitag den 11. Oktober 1895.

[Nachdruck verboten.]

## Hand und Ring.

Criminalroman in drei Büchern von A. R. Green.

Erstes Buch.

### Der Herr aus Toledo.

1. Kapitel

Seltames Zusammentreffen.

Die Stadtuhr von Sibley hatte eben zwölf geschlagen und die Gerichtssitzung war zu Ende. Richter Evans, der den Vorsitz geführt, stand noch mit mehreren angesehenen Advokaten des Bezirks im Thorweg des Gerichtsgebäudes. Das Gespräch der Herren drehte sich um den Criminalfall, der gerade verhandelt worden war, und um die verschiedenen Verbrecherklassen im allgemeinen.

Ferris, der Bezirksanwalt, hatte die Behauptung aufgestellt, daß da, wo Irreligiosität und strafwürdige Neigungen zur Herrschaft unter den höheren Ständen gelangen, die Entdeckung von Verbrechen auf fast unübersteigliche Hindernisse stoße. „Um die Gerichte irre zu führen und eine begangene Missethat zu verbergen“, fuhr er fort, „vermag der Gebildete weit eher alle Künste der List und Vertstellung zu Hilfe zu rufen, als der Verbrecher aus niederen Volksschichten, dem der Bösewicht häufig sozusagen auf der Stirne geschrieben steht.“

„Wie jenem Vagabunden da drüben“, fiel der Advokat Lord ein, indem er auf einen plumpen, untersehten Menschen von verdächtigem Aussehen deutete, welcher mit seinem Pack auf dem Rücken gerade aus dem Heckenweg heraustrat, der dem Gerichtsgebäude gegenüber in die Hauptstraße mündete.

„Seinesgleichen sieht man am häufigsten auf der Anlagengasse“, sagte darauf Rechtsanwalt Drkutt, der in Kriminalfällen einen nicht unbedeutenden Ruf genoss. „Sehen Sie nur, wie er verstoßen um sich blickt, er muß wohl bemerkt haben, daß wir ihn beobachten, denn er beschleunigt seinen Schritt und jetzt fängt er gar zu laufen an.“

„Der Kerl muß irgend einen Streich ausgeführt haben“, sagte Evans.

„Das dürfte ihm schlecht bekommen“, äußerte der Bezirksanwalt. „Es entwischt so leicht keiner. Die Spitzbuben führen hier zu Lande wahrhaftig kein Schlaraffenleben; Räuber und Diebe kommen selten mit ihrer Beute davon und daß ein Mörder seiner Strafe entgeht, ist geradezu ein unerhörtes Vorkommniß.“

„Dann muß ja die Geheimpolizei in hiesiger Gegend ihr Geschäft ganz vortrefflich verstehen“, ließ sich hier ein junger Mann vernahmen, welcher bisher geschwiegen hatte.

„Das nicht gerade. Aber die Schurken fangen ihre Sache gar zu ungeschickt an; sie verstecken es nicht, die Spuren der Unthat zu verwischen.“

„Wer prüffig ist, hinterläßt überhaupt keine Spur“, mißachte sich jetzt eine scharfe Stimme in die Unterhaltung. Ein großer rothhaariger, etwas buckliger Mann trat hinter einer Säule hervor, an welcher er, von den übrigen unbemerkt, bisher gelehnt hatte. Niemand schien ihn zu kennen, er aber fuhr unbeirrt im gleichen Tone fort: „Nur deshalb ist es so leicht der Verbrecher habhaft zu werden, weil sie Spuren ihrer That hinterlassen und dann zu auffälligen Mitteln greifen um dieselben zu verbergen. Wer unentdeckt bleiben will, der wählt zu der That am besten eine Waffe, die er am Ort selbst vorfindet und womöglich eine belebte Verkehrsstraße, wo naturgemäß andere Menschen durch ihr Kommen und Gehen die Spuren verwischen, die etwa zurückgeblieben sind. So wird der Argwohn entkräftet, weil sich der Verdacht nach so verschiedenen Richtungen lenkt, daß die Verfolgung keinen Anhalt findet und schließlich aufgegeben werden muß. Sehen sie zum Beispiel jenes Gehäus da drüben; — der Fremde zeigte auf ein gegenüberliegendes Gebäude —

„während wir hier stehen, sind Menschen verschiedenen Schläge durch den Seiteneingang nach der Küchentür gegangen und wieder zurück, unter andern jener verdächtig aussehende Hausfrier, der dort wohnt, weiß ich nicht, aber nehmen wir einmal an, es wäre eine alleinstehende Frau. Käme nun in etwa einer Stunde jemand in ihren Garten und fände sie tot hinter dem Holzhaufen liegen und ihre eigene Art daneben, — auf wen würde der Verdacht fallen? — Natürlich auf den fremden Hausfrier, dem man nach seinem Aussehen zu urtheilen, jede Unthat zutrauen kann. Aber ein Verdacht ist kein Beweis. Wenn er die That leugnet, würde kein Gerichtshof ihn als Mörder verurtheilen, kein Richter den Stab über ihn brechen können.“

Der bucklige Fremde ging hierauf gemächlich seines Weges, der Bezirksanwalt aber schien die einmal angeregte Frage noch weiter erörtern zu wollen.

„Herr Byrd“, wandte er sich an den vorhin erwähnten jungen Mann, „was sagen denn Sie als Sachverständiger dazu? Meinen Sie nicht, daß es der Geheimpolizei gelingen würde, den Hausfrier zu überführen?“

„Ich weiß nicht“, versetzte der Angeredete zögernd, „ich bin noch nicht gewiegt und erfahren genug in solchen Dingen, um eine bestimmte Meinung abzugeben. Doch habe ich Herrn Gryce, unsern größten New-Yorker Detektiv, sagen hören, daß es ihm nur einmal vollständig mißlungen sei, irgend welchen Aufschluß über eine verübte Mordthat zu erlangen. Die Sache ging ihm lange im Kopfe herum und er hat sie uns weitläufig erzählt: Ein jüdischer Händler war bei hellem lichten Tage erschlagen worden, offenbar während er eine Schachtel mit Strumpfwaaaren von einem obern Brett herunterlangte, denn man fand ihn am Laubentisch liegen mit einer Wunde im Hinterkopf, die von einem Todtschläger herrühren mochte. Sein Laden, der in einer belebten Straße lag, hatte eine Vorder- und eine Seitenthür; es waren fortwährend Leute ein- und ausgegangen, aber wer die Bluttat verübt hatte, ließ sich nicht ermitteln. Auch die genauesten Nachforschungen brachten kein Licht in das Dunkel. Man wußte von niemand, der Böses gegen den Händler im Schilde geführt haben könnte, von keinem Verwandten, den es etwa nach seinen paar Dollars gelüstete. Sein Lebenslauf bot keinerlei verdächtige Umstände, man konnte nur muthmaßen, daß irgend jemand ihn habe aus dem Wege räumen wollen, aber wer und um welcher Ursache willen ist nie enthüllt worden. Nur der Thäter selbst weiß es.“

„Und noch Einer“, sagte Richter Evans mit Nachdruck —

„Gott!“

Es entstand eine festerliche Stille. Rechtsanwalt Drkutt sah nach seiner Uhr.

„Ich muß zum Essen gehen“, sagte er und schritt nach flüchtigem Gruß quer über die Straße auf das bescheidene Wohnhaus einer Wittwe zu, bei welcher er sein Mittagmahl einzunehmen pflegte, so oft er um diese Zeit im Gericht zu thun hatte. Die anderen Herren standen noch einige Minuten beisammen und sahen den Rechtsanwalt drüben in den Heckenweg verschwinden. Eben waren auch sie im Begriff auseinander zu gehen, als Advokat Lord einen Ruf der Verwunderung ausstößend nach dem Hause deutete, in welches Drkutt eingetreten war. Aller Blicke richteten sich dorthin. Auf der Schwelle stand der Rechtsanwalt, der offenbar in höchster Eile wieder herausgestürzt war.

„Er macht uns Zeichen, Ferris“, rief Lord und von unbestimmter Furcht getrieben, eilten beide Herren über die Straße ihrem Freunde entgegen, der in ungewöhnlicher Erregung schleunigst auf sie zu kam.

„Ein Mord“, rief er ihnen schon von Weitem zu, „ein Zusammentreffen graufigster Art! Drinnen liegt Frau Klemmens blutend am Boden mit einer tiefen Wunde im Kopf.“

Sprachlos vor Schrecken starrten Lord und der Bezirksanwalt einander einen Augenblick an, dann säurten sie vorwärts.

„Halt“, rief Ferris plötzlich still stehend, „wo ist der Mensch, der so sachverständig über Mordthaten zu reden verstand und die Art, wie man sich vor Entdeckung schützt? Das kann kein bloßer

gend  
olltet  
t hier  
ort ist  
as zu  
Nach  
Mein  
Bplatz,  
Rasch  
ür die  
Arme  
c.  
t daß  
lags-  
ende,  
tigen  
nnen,  
e be-  
e in  
erden  
d die  
ichte  
das  
men-  
ards“  
etail-  
nter-  
schen  
ngten  
legt.  
n wie  
wir  
igkeit  
voll-  
wird  
anges  
oman  
wart  
e auf  
reich  
n der  
amen  
hat,  
von  
Jahr-  
peint.  
igen-  
uns  
eit —  
der  
Biel-  
schen  
illu-  
7.

Zufall sein. — er muß sofort zur Stelle. Er winkte den jungen Byrd herbei, der ihnen nachgeeilt kam.

„Naich“, rief er, „holen sie den Polizeidiener Hunt, er soll den buckligen Rothkopf festnehmen. Eine Frau liegt drüben in ihrem Blute und jener Mensch muß darum wissen.“

Byrd zögerte keinen Augenblick; der Bezirksanwalt aber zog Orkutt mit sich fort dem Hause zu, an dessen Thüre Lord bereits auf sie wartete.

Sie traten zusammen ein; Allen voran Ferris, ein fühner Mann, der vor nichts zurückschreckte. Das erste Zimmer war leer, kein Zeichen von Unordnung bemerkbar; es schien die Wohnstube der Wittve zu sein, auf dem Tisch in der Mitte lag Orkutt's Hut, wo er ihn beim Eintreten hingelegt hatte. Die ganze Wohnung machte einen behaglichen, ja wohlhabigen Eindruck. Frau Klemmens hatte zwar allein gelebt und sich kein Dienstmädchen gehalten, war aber, nach ihrer Einrichtung zu schließen, durchaus nicht in dürftigen Umständen. Durch die offene Thüre sah man im Nebenzimmer das feine Porzellansevice auf dem gedeckten Esstisch glänzen.

Sie traten ein. „Dort ist sie“, sagte Orkutt, nach der andern Seite des Zimmers deutend.

Die Arme weit ausgestreckt, lag die Unglückliche aus einer Kopfwunde blutend, hinter dem Tisch am Boden; in einer Hand hielt sie ihre Uhr, die sie aus dem Gürtel gezogen, die andere berührte fast ein Stück Knüppelholz, das offenbar als Mordwerkzeug gebient hatte. Sie war starr und unbeweglich, allem Anschein nach todt.

„Entsetzlich“, rief Lord zurückschreckend. „Welche Verruchtheit, einer harmlosen Frau auf so schändliche Weise das Leben zu nehmen!“

Auch Ferris war tief erschüttert. „Ein gräßliches Beispiel, das genau zu dem vorgetragenen Fall paßt“, sagte er kopfschüttelnd. „Wie läßt sich das begreifen?“ Er öffnete eine Thüre, die auf die Hintergasse führte und ließ die frische Luft hereinströmen.

„Die Hinterthür war nicht verschlossen?“ rief Lord mit einem Blick auf Orkutt, welcher ungerührt auf die leblose Gestalt am Boden starrte. Wohl mochte ihn der Anblick überwältigen — hatte ihm doch die Frau seit Jahren so manches Mal bei Tische gegenüber gesehen.

„Was sagten Sie? Nicht verschlossen?“ erwiderte er, aus seinem Sinnen auffahrend. „Das wundert mich nicht. Sie verschloß die Thüren nie, obgleich ich es ihr wiederholt anrieth wegen ihrer zunehmenden Taubheit.“

Auf der Hinterseite des Hauses konnte man eine weite Strecke an bebauten Landes übersehen; Orkutt ließ die Blicke ringsumher schweifen. „Man gewahrt keinen Menschen“, sagte er nach einer Weile.

„Die Flucht ließe sich auf dem Sumpfboden durch das Niedgras kaum bewerkstelligen“, entgegnete der andere. „Wer aber in der Gegend gut Bescheid weiß, könnte auf dem Hügelpfad in die jenseitigen Wälder gelangen, um der Verfolgung zu entgehen. Aber was ist Ihnen denn, Orkutt?“

„Nichts — mir war nur, als hörte ich ein Stöhnen.“

Ferris hatte sich über die regungslos Daliegende gebeugt und ihren Kopf erhoben, um ihr ins Gesicht zu sehen. „Die Frau ist nicht todt“, rief er in höchster Erregung hervor. „Wäre es möglich?“ riefen die Andern wie aus einem Munde.

„Sie athmet noch; sehen Sie nur, wie ihre Brust sich langsam hebt und senkt. Der Bösewicht hat seine Sache schlecht gemacht; vielleicht vermag sie noch selbst uns Auskunft zu geben.“ „Schwerlich“, murmelte der Rechtsanwalt, „der Schlag muß mit furchtbarer Gewalt geführt worden sein, er wird ihr die Denkfraft geraubt haben.“

„Jedenfalls muß gleich für ärztliche Hilfe gesorgt werden; wäre nur Doktor Tredwell hier.“

„Ich will ihn geschwind holen.“

Orkutt wollte sich entfernen, aber schon ging die Thüre auf, ein Menschengewirr drang herein, unter ihnen Doktor Tredwell, Coroner, (ein vom Gericht angestellter Arzt, der bei gewaltsamen Todesfällen die Leichenschau und die öffentliche Voruntersuchung im Beisein der Geschworenen vorzunehmen hat) und Gerichtsarzt. Auf seine Anordnung ward Frau Klemmens in ihr Schlafzimmer getragen, welches sich gleichfalls im untern Stock befand. Ein schnell herbeigeholter zweiter Arzt nahm am Kopfende des Bettes Platz, um das erste Zeichen des wiederkehrenden Bewußtseins zu erspähen. Alle Unbetheiligten mußten das Haus verlassen; draußen im Hof harrete die unruhige Menge mit gespannter Erwartung, was sich ferner ereignen, welche Wendung die Dinge nehmen würden.

Unterdessen saß drinnen im Chzimmer der Bezirksanwalt mit dem Coroner in ernstem Gespräch.

„Es unterliegt keinem Zweifel“, meinte letzterer, „daß sie den Schlag erhalten hat, als sie gerade beschäftigt war, die Uhr richtig zu stellen.“ Er zeigte auf die offen stehende große altmodische Wanduhr in der Zimmerecke. „Sie hat ihre Absicht nicht mehr ausführen können“, fuhr er fort, „die Uhr geht noch zehn Minuten nach, wie ein Vergleich mit der meinigen lehrt, mit welcher die Taschenuhr der Frau Klemmens genau übereinstimmt. Der Angriff muß von hinten erfolgt sein, und zwar völlig unerwartet. Hätte sie sich umgewandt, so wäre sie an der Stirn getroffen worden; ihre Taubheit hat sie verhindert den Schritt des Mörders zu hören, und in ihre Beschäftigung vertieft hat sie die grausame Hand nicht gesehen, die sich gegen sie erhob. Unbegreiflich, daß irgend jemand soviel daran gelegen sein konnte, sie aus der Welt zu schaffen! Wäre ein Raub beabsichtigt gewesen, man würde ihr die Uhr nicht gelassen haben. Auch liegt hier eine Summe Klein-Geld neben ihrem Teller, daß hätte ein Vagabund sicherlich eingesteckt. Das Knüppelholz hat der Mörder von dem Haufen dort am Herd genommen.“

„Auf den buckligen Rothkopf, von dem ich Ihnen erzählte, fällt der stärkste Verdacht“, meinte der Bezirksanwalt. Vielleicht stellt sich heraus, daß er verrückt ist.“

„Ich möchte das doch noch bezweifeln“, versetzte der Doktor nachdenklich.

(Fortsetzung folgt.)

[Nachdruck verboten.]

### Conrad Ferdinand Meyer.

Zu seinem 70. Geburtstage.\*

Von J. C. Heer (Zürich).

Die beiden großen Schweizer Dichter, Gottfried Keller, dessen Jubiläum im Jahre 1879 über sein zu Ende gehendes Leben einen ergreifenden wunderbaren Schein, wie das Alpenglühn über eine erkerbende Schweizer Landschaft breitete, und Conrad Ferdinand Meyer, dessen siebzigsten Geburtstag wir heute feiern haben fast keinen gemeinsamen Zug, als daß sie Söhne des gleichen Volksthum und der gleichen Schweizerstadt — Zürichs — sind. Gottfried Keller der aus der breiten Schicht des in Sorgen ringenden, zähen Volkes stammte, ist der Typus eines Schweizer Volkmannes, die innige Theilnahme am eigenen Volk, an seinen Leiden, Freuden und Bestrebungen die stärkste Quelle seines Dichtens, seine Art, das Leben in einem Spiegel schalkhaften, oft hausbackenen und moralisirenden Humors zu betrachten, echt schweizerisch. Conrad Ferdinand Meyer dagegen, hervorgegangen aus einem jener feinen bürgerlich-aristokratischen Häufe-

der Schweiz, wo humanistische Bildung, Künste, gesellige Unterhaltung und reiche Beziehungen zu hervorragenden Geistern des Auslands zur Familienüberlieferung gehören, ist wie persönlich so auch literarisch der vornehme Weltmann, in dessen Wesen der Zusammenhang mit dem angestammten Schweizerthum oberflächlich kaum zu erkennen ist, während er sich allerdings einer feineren Beobachtung offenbart.

Die Entwicklung der beiden Dichter ging von der Wurzel auseinander, national und volksthümlich war diejenige Kellers, aristokratisch und exklusiv diejenige Meyers. Seine Schriften werden nie in so weiten Kreisen mit derselben Lust und Theilnahme wie die Kellers gelesen werden, dazu tragen sie ein zu strenges Gewand, sind ihre Stoffe dem pulsirenden Volksleben der Gegenwart zu sehr entrückt. Ihre ganzen Vorzüge zu kosten in ihre Einzelschönheiten einzubringen, wird stets ein Vorrecht des feinfühligsten Geschmacks bleiben, aber an den Werken vorbeigehen wird keiner können, der die deutsche Litteratur in der höchsten Vollendung ihrer einzelnen Zweige kennen lernen will.

Der litterarische Ruhm Conrad Ferdinand Meyers liegt darin, sowohl die deutsche Balladenbildung, als den deutschen historischen Roman durch geniale Gestaltungsgabe und noch kaum zugeweiene Wucht der Sprache zur höchsten Vollendung geführt

12. Oktober 1895.



zu haben. Er ist der Meister, der wie kein anderer die Sprödigkeit, die nun einmal jedem historischen Stoff anhaftet, besiegt und schicksalsmächtig das Mysterium des Menschendaseins in groß entworfenen Bildern stellt.

Die dämonische Gewalt, mit der das Geschick durch die Dichtungen Meyers wandelt, nein, mit der es elementar in ihnen einherstürmt, steht in einem geradezu überraschenden Gegensatz zu dem einfachen Rahmen, in dem sich die an äußerlichen Schicksalen farge Lebensgeschichte des Dichters abgesponnen hat.

Den Kampf um die materiellen Grundlagen des Daseins, der in so manchen Dichterleben die Fäden düsterer Tragik gewoben, hat Conrad Ferdinand Meyer nie gekannt. Von Haus aus begütert, ist er mit einer nur den feinen Nerven des Künstlers eigenthümlichen Abneigung gegen irgend eine praktische Aufgabe der Prosa des Lebens aus dem Weg gegangen und hat alles, was wie Beruf und Geldwerb ausah, ängstlich von sich abgewiesen. Weltabgewandt lebte er, nachdem er in Zürich das Gymnasium und die Universität besucht hatte, auf stillen Landgütern am Zürchersee, an jenem See, von dessen blühendem Wasserpiegel, von dessen lachenden Nebengeländen und schönen Uferdörfern, von dessen Hintergrund ernster Hochgebirgsgipfel ein wunderbarer, heimatthäufiger Rauch, etwas Herbinniges, Sonntages und Strenges in seine Werke übergegangen ist — das ver-schwiegen Schweizerische des Dichters, der sich seiner Heimath nie gerühmt hat.

Jahre und Jahrzehnte, während deren ihm der Pulsschlag der Gegenwart verloren ging, gefiel er sich in diesem Einsiedlerleben, bei dem er über Geschichts- und besonders Chronikstudien sein vierzigstes Jahr, also ein Alter, auf dem die meisten das Besttheil ihres geistigen Seins schon ausgegeben haben, erreichte, ohne über sein Können und seinen Lebensinhalt im Klaren zu sein.

Das lange Werden, das Suchen und Dürsten nach einer zielvollen Thätigkeit, der Mangel an geselligem Umgang brachte Meyer manche seelische Bedrängnis und aus plötzlichen Anwandlungen der Verzweiflung rettete ihn nur schnelle Flucht. Auf dieser beachtete er die großen Städte des Auslandes, besonders Italiens, wo ihn die Werke der bildenden Kunst eine Weile fesselten, bis das Heimweh nach seinen stillen Landhäusern überwog. Längere Aufenthalte machte er nur in der französischen Schweiz, mit der er auch durch alte Familienbeziehungen verknüpft war, und dabei erwarb er sich so gründliche Kenntnisse der französischen Sprache und Litteratur, daß er eine Zeit lang dem Französischen das Uebergewicht über das Deutsche gestattete.

Da kam 1870, das große Jahr. Und merkwürdig! Während viele Schweizer in einem großen geeinigten deutschen Reich eine Gefahr für ihr kleines Land sehen wollten, machte der Ruf zur nationalen Sammlung, der durch die deutschen Gaue und über die französischen Schlachtfelder lief, auf den vorher zum Franzosenenthum neigenden Träumern am Zürichersee einen so tiefen Eindruck, daß er die weltlichen Sympathien abstreifte, und während der ferne Kanonendonner der Belagerung von Belfort in stiller Nacht hörbar über die friedlichen Wellen des Sees zitterte, zu Meilen in heiliger Begeisterung für die deutsche Sache seinen „Ulrich Hutten“ dichtete, wohl die köstlichste poetische Frucht unter den vielen, welche die große Bewegung zeitigte. In tragisch dämmernder Abendbeleuchtung schildert das „äbyllische Epos“ das Sterben Huttens auf der Insel Asenau in einer herrlichen Mosaik von Einzeldichtungen. Hoffnung und Schwermuth, Liebe und Ironie, heiliger Zorn und Todesgewißheit kämpfen darin um die erhabene Gestalt des letzten deutschen Mitters, der unheimliche Ignatius Loyola und der abenteuerliche Paracelsus erscheinen, und mit den Geistern des sechzehnten Jahrhunderts schreiten die der Gegenwart einher, die Deutschlands Größe feiern.

Ueberaus warm wurde das Erstlingswerk des Schweizer in Deutschland aufgenommen; eine große Zahl neuer Auflagen hat es seither erlebt.

Das Erstlingswerk? — Nein, nur das erste berühmte Buch Meyers, denn schon früher hatte er zwei Bändchen Gedichte ausgehen lassen, „Reisebilder“ und „Balladen eines jungen Schweizlers“, doch waren beide wenig bemerkt worden und gegenwärtig, nachdem sich seine Poesie so machtvoll entfaltet hat, haben sie nur noch den Werth von Entwicklungsdocumenten.

Mit Ulrich Hutten hatte Conrad Ferdinand Meyer die Bahn frei. Durch seine jahrzehntelange Vertiefung in die Geschichte hatte er sich, wenn auch nur vor seinem geistigen Auge ein historisches Museum angelegt, wo alle Jahrhunderte und Epochen blank und nett, von ihrem tiefinnersten Wesen durchgeistigt und in ihrer charakteristischen Eigenart auf ihren Postamenten standen. Aus dieser Kämmerlangte er nun mit

überwältigender Gewalt seine Stoffe und zeichnete in herrlich abgeklärten Romanzen und Balladen, besonders aber in einer Folge künstlerisch vollendeter Prosa-Novellen mit genialer Gestaltungs-gabe warme, nicht selten dämonische Menschenbilder, da in die sonnige Antike von Hellas und Rom sich verlegend, dort in den duldesmuthigen Mysticismus der christlichen Märtyrerkzeit, auch in die Zeit der dröhnenden Germanen und Normannenkämpfe. Mit derselben Kraft der Schilderung führte er in den Glanz der italienischen Höfe und in die vom Geiste der Maintenon vergifteten Palastfälle Ludwigs XIV., wie in die grünen Berg-thäler Graubündens, immer wieder entwarf er auf diskret aufgetragenen historischem und lokalem Untergrund, die an die Schicksalswucht der antiken Tragödie erinnern und von denen lichte Fäden zu jenen ewigen Fragen aufsteigen, die seit Jahrtausenden die irrende, leidende Menschheit bewegen.

Wie edles Erz erklingt die an französischer Eleganz herangebildete und doch vollkräftige deutsche Sprache. Es ist eine Erquickung, Meyer zu lesen.

Nicht sehr zahlreich sind die Werke, die der Dichter auf der sicheren Grundlage seiner geschichtlichen Studien in dem Vierteljahrhundert hat erscheinen lassen, das uns von seiner ersten ausgereiften Gabe trennt: immer je ein volles Jahr und noch länger rang er mit dem Stoffe seiner Novellen, bis sie vor ihm dastanden, wie aus grobem Marmorloth gemeißelte Götterbilder. 1872 erschien das von Hutten entstandene „Jöyll“ „Engelberg“, in dem der Dichter noch nicht frei von Redwitzscher Romantik ist, 1876 „Jürg Jenatsch“, das novellistische Bild eines Bündner Kriegsführers, dessen Gestalten sich unheimlich scharf wie Schattenrisse ohne milde und ausfüllende Züge von ihrem historischen Hintergrund abheben, 1880 „der Heilige“ eine Dichtung, in deren Mitte die räthselvolle Gestalt Thomas a Bedets steht, ein Werk von wunderbarer Farbenmacht und Tönepracht und einer wie ein Bergstrom einherbrausenden Sandlung, 1882 kamen die umgeschmolzenen „Gedichte“, in denen er sich dem Wohlklang und der langvollen Reimen der ersten Periode entlagend zu einer Ruhe und Strenge des Stils durchdrang, die seiner Sprache ein geradezu monumentales Gepräge giebt, aber — das läßt sich nicht leugnen — von manchem Lied auch die Morgenfrische, den Blütenstaub der Unmittelbarkeit abgestreift hat.

Alle Meyer'schen Gedichte drängen zum Bild, zur klaren Anschauung, es ist uns beim Lesen mancher und namentlich bei dem Cyclus „Romanzen und Bilder“ als schritten wir durch eine vom feinsten Geschmack auserlesene Sammlung die ein Künstler mit sicherer Hand aus dem Granit der Geschichte gehauen hat. Das lyrische Lied, das nur andeutungsweise, nur mit einem Singen und Summen seinen Gegenstand berührt, gelang Meyer selten, ihm aber überhaupt die Kunst der Lyrik abzusprechen, wie es einige Kritiker gethan, geht nicht an; richtig ist nur, daß die Meyer'sche Lyrik mehr aus verhaltenen Gluthfeuern der historischen Phantasie als aus dem Gefühlsaffekt der Gegenwart schöpft, doch hat er mit dieser seiner eigenen Art der deutschen Kunstlyrik ein bisher unbebautes Feld erschlossen.

Die Mitte der achtziger Jahre wird in Meyers Schaffen durch eine Folge herrlicher kleiner Novellen bezeichnet: „Gustav Adolfs Bage“, „Die Leiden eines Knaben“, „Das Amulet“, „Der Schuß von der Kanzel“, „Blautus im Nonnenkloster“, „Die Hochzeit des Mönchs“ und „Die Richterin“, in deren jeder er ein physisches Problem aus den tiefsten Schächten der Menschenseele zog und bald mit spielendem Humor, häufiger aber mit einer in der deutschen Litteratur noch kaum bekannten Dämonik in dichterische Beleuchtung setzte. Dann schloß er seine Kunst, das mysteriöse Hell und Dunkel großer menschlicher Leidens-kunft darzulegen, mit der „Verjudung der Besazza“ und „Angela Borgia“, zwei Auschnitten aus der italienischen Renaissance, die zum Größten gehören, was Dichterphantasie aus jener lebens-freudigen feinsinnigen, aber auch gewaltigen und grausamen Zeit geschöpft hat.

Schwere Krankheit zwang ihn Anfangs dieses Jahrzehnts die Feder aus der Hand zu legen. Seither hat er sich zur Freude Aller, die in seinen Werken unvergleichlichen Genuß gefunden haben, so weit wieder erholt, daß er auf seinem freundlich über den See schimmernden Landgut zu Kilchberg im Schooß der treu um ihn sorgenden Familie den Chrentag, den ihm die deutsche Nation bereitet, in körperlicher und geistiger Frische mitbegehen kann.

Ob wir weitere Gaben seiner Hand erwarten dürfen? — Das steht stark im Unklaren. Ist es nicht der Fall, so wollen wir nicht zu sehr trauern. Die Werke eines Dichters wollen genossen, nicht gezählt sein. Und was Conrad Ferdinand Meyer der deutschen Litteratur geschenkt, das ist mit einer Lehre mehr

oder weniger eine volle, ausgereifte, goldene Garbe, für die wir ihm mit dem Wunsche danken, es möge ihm noch recht lange beschieden sein, die Lichter seines Heimathsees zu trinken, an dem seine Seele in unverbrüchlicher Liebe hängt.

### Blüthenlese aus den lustigen Blättern.

Ungerechter Verdacht.  
Schußmann (zu einem Angler): Wissen Sie denn nicht, daß es verboten ist, am Sonntag Fische zu fangen?  
Angler: Wer sagt Ihnen denn, daß ich Fische fange?  
Im Kurort-Restaurant.  
Kellner: Sie haben ein belegtes und ein unbelegtes Butterbrod bestellt. Hier haben Sie beide!  
Gast: So, jetzt sagen Sie mir noch: Welches ist belegt und welches unbelegt?

Historischer Grund.  
Der Sträfling Schwibbske hat einen Fluchtversuch unternommen, wird aber unweit des Gefängnisses ergriffen, zurücktransportirt und vor den Anstaltsdirektor gebracht.  
Direktor: Na, da hätten wir Sie ja wieder! Wie kamen Sie denn auf den Gedanken, auszubrechen?  
Sträfling: Ja, sehen Sie, Herr Direktor, der Jeschah aus Patriotismus, weil wir doch jetzt der Jedschah haben, un da mußte ich in enemfort an den großen Krieg denken.  
Direktor: Unfinn! Was haben Sie denn mit dem Krieg zu schaffen?  
Sträfling: Na, der Krieg is doch ooch mal ausgebrochen!

Ein Gentleman.  
„Sie haben mer vor Zeugen geschimft e Hallunken.“  
„Gewiß, ich wiederhole es und bin bereit, Ihnen Genugthuung zu geben!“  
„Na, geben Sie her!“

Spieleers Lebenslauf.  
Als ich noch ganz mich widmen konnte  
Den Jugendeseien,  
Da hüpfte ich durchs Leben froh  
Mit Schellen und Schalmeien!  
Dann kam die Zeit, da Liebesglück  
Mir ward in süßen Stunden!  
O selige Zeit, wo eng vereint  
Die Herzen sich gefunden!  
Im Frühling keimte uns das Glück,  
Heiß brannten uns're Lippen,  
Doch, ach, bald fest der Winter ein  
Mit Schnee — jetzt heißt es: Schippen!  
Auch in der Lieb' wird's winterlich  
Seit ewig wir verbunden!  
„Das Leben ist ein Kartenspiel,  
Ich hab mein Kreuz gefunden!“

Vorbereitung für den Hausstand.  
Bei der letzten Vertheilung der Schulpreise an die Schülerinnen eines Mädcheninstituts hielt der Bürgermeister von Charleville eine Rede über die Liebe, in der er die Reize eines eleganten Schnurbärts mit glühenden Farben ausmalte.  
Die betreffenden Mädchen und Hausfrauen in spe werden nun ganz genau wissen, wie sie sich mit Schnurbärten zu verhalten haben; besser wäre es freilich, wenn sie mit Koteletten Bescheid wüßten!

Zeitgemäße Annonce.  
Fabrikant sucht auf diesem gewöhnlichen Wege Frau mit Vermögen. Weiterbeförderung der Offerten und Photographien an Freunde und Bekannte Ehrenfache.

Verkehrte Welt.  
Chef (dem sein Kassirer eine namhafte Kautionssumme hinterlegt)  
So, jetzt will ich ihm aber schleunigst durchbrennen!

Ein langer Name.  
Herr: Wie heißt Du denn, Kleiner?  
— Ich weiß nich!  
Herr: Aber Du mußt doch einen Namen haben, Junge! Wie sagt denn immer Dein Vater zu Dir?  
— Hol' mal for'n Scher Schnaps, Junge!

Sichere Rechnung.  
Student: Also gegen Kassa kostet der Anzug?  
Schneider: Fünfsig Mark!  
Student: Und bei Ratenzahlung?  
Schneider: Hundert Mark. — Sie müssen aber in diesem Falle die Hälfte anzahlen!

### Der Lohn der Lüge.

(Ein Schnelldrama.)  
Schneider Zwirner (der sich durch das Lärmen der Strafenjugend in der Arbeit gestört sieht): Ruhig, Kinder! Statt zu spektakeln, solltet Ihr lieber auf den Dönhofsplatz gehen! Dort ist ein Hahn mit vier Beinen zu sehen!  
Chor der Straßenjungen: Auf nach dem Dönhofsplatz! Dort ist ein vierbeiniger Hahn zu sehen!  
(Drei Minuten später.)  
Ein neuer Haufe von Jungen: Rasch nach dem Dönhofsplatz zu der fünfbeinigen Kage!  
(Drei Minuten später.)  
Ein Erwachsener: Heda, Ihr Jungs, wohin so eilig? — Nach dem Dönhofsplatz zu dem sechsbeinigen Hunde!  
(Drei Minuten später.)

Frau Zwirner (durch das Fenster sehend, zu ihrem Manne): Nein diese Menschenmenge! Und das rennt alles nach dem Dönhofsplatz, um das achtbeinige Pferd zu sehen!  
Schneider Zwirner: Was? Ein achtbeiniges Pferd? Rasch meinen Hut! So was sieht man nicht alle Tage.  
(Stürzt ab.)

Ein guter Mensch.  
Arzt: Also der Dr. Neuntödter hat Ihnen hundert Mark für die Amputation Ihres rechten Armes gerechnet?  
Herr: Ja wohl.  
Arzt: Na, wissen Sie, für das Geld hätte ich Ihnen beide Arme und beide Beine amputirt.

### Vom Büchertisch.

(An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher, Broschüren etc. angezeigt. Vespredung nach Auswahl vorbehalten.)

— Fürst Bismarck und seine Zeit. Eine Biographie für das deutsche Volk von Dr. Hans Blum, München, C. S. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. Ist es an sich bezeichnend, daß die erste umfassende, die allerjüngste Gegenwart noch mit erörternde Biographie des einstigen preussischen Junkers in Bayern erscheint, so muß man ehrlich bekennen, in den anderen Staaten des Deutschen Reiches hat man es nie be-eriffen, daß der größte Staatsmann des Jahrhunderts gerade in Preußen, seiner engeren Heimath nicht verstanden, ja gehaßt werden konnte. Man war ihm zu nahe, das ist das Geheimniß, und die Fernestehenden erkannten seine Größe besser. Dessen, die Geschichte wird ihm gerecht werden, sein Charakterbild schwankt nicht, wie das Wallenstein's, von der Parteien Haß und Günst verwirrt in kommenden Tagen und eine der Quellen für die spätere „Geschichte Bismarck's“ wird das Deutsche Reich selbst bleiben. Für uns aber ist die Detail-schilderung der miterlebten historischen Vorgänge von vitalstem Interesse und diesem Interesse kommen die drei dicken Bände des Blumischen Werkes in anerkennenswertheiter Weise entgegen. Bei aller gedrangten Kürze ist jeder und jedes Moment gewürdigt und anschaulich dargelegt. Geheime Fäden und offen darliegende Verhältnisse, Schmähungen wie Schuldigungen finden sich in objektiver Weise vorgetragen und wir durchleben 25 Jahre nationaler Größe und nationaler Engherzigkeit in diesem e in em Menschenleben. Das Blumische Werk ist das vollkommenste aller bisher erschienenen Bismarck-Biographien und wird von allen wahren Patrioten aufs Wärmste begrüßt werden.

— Vor uns liegt die erste Nummer des neuen, 32. Jahrganges des **Dahmeim**. Derselbe beginnt mit einem großangelegten Roman von Hans von Zobeltitz „Senior und Junior“, der in der Gegenwart spielt, und einer zweiten größeren historischen Erzählung „Friede auf Erden!“ von Rud. Strag. Die Nummer enthält außerdem einen reich illustrierten Artikel, der sich mit der Erhaltung der Halligen an der Nordseeküste beschäftigt und einen der besten Kenner der einsamen Inselwelt, Chr. Jensen in Devenum auf Föhr, zum Verfasser hat, sowie eine spannende Kriegserinnerung „Die Batterie der Todten“ von D. Elster. Von Romanen und Erzählungen sind für den neuen Jahrgang ferner angezeigt Werke von C. Kemm, Fr. Jacobien, Heinz Seidel, Hans Arnold, Hans Hoffmann, Alie Franan etc. Eine Eigenart des **Dahmeim** sind seine wöchentlichen Beilagen, von denen die uns vorliegende Nummer nicht weniger als fünf bringt: „Aus der Zeit — für die Zeit“, eine kleine illustrierte Zeitung, „Das Frauendahmeim“, der „Hausgarten“, das „Kinderdahmeim“ und die „Hausmusik“. An Ziel-sichtigkeit, aber auch an Gediegenheit des Textes wie der künstlerischen Ausstattung, wird das **Dahmeim** sicher von keiner unserer anderen illustrierten Zeitschriften erreicht.

Verantw. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto Liefke Halle (Saale), Leipzigstr. 87.